

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 89.

Wittwoch, den 17. April 1907.

Deutscher Reichstag.

29. Sitzung vom 15. April, 2 Uhr.
Die Beratung des Etats des Reichsamts des Innern, Besoldungstitel Staatssekretär, wird fortgesetzt.

Abg. v. v. Sack (Soz.) befragt es, daß die Sozialpolitik gesetzgebend in den letzten Jahren zum Stillstand gekommen sei. Die „niederrheinische“ Partei werde aber alles tun, um die bürgerlichen Parteien und die Regierungen zur Fortsetzung der Sozialpolitik anzuhalten, sie aus ihrer Lässigkeit aufzurütteln. Weiter verbreitet Redner sich über die Arbeitsverhältnisse in Glasfabriken und empfiehlt dabei eine von seiner Fraktion beantragte Resolution, betr. Erlass einer Verordnung, auf Grund der gesundheitlichen § 120 e der Gewerbeordnung behufs Beschaffung geeigneter Schutzbekleidungen an die Glas- und Feuerungsbediensteten. Außerdem verlangt die Resolution noch eine Verordnung über die Dauer der Arbeitszeit und über die Sonntagsruhe in der Glasindustrie.

Abg. v. Dittsch (Soz.): Wir haben wohl alle die Empfindung, daß der neue Reichstag mit einem Tropfen sozialen Oel gesalbt ist, mindestens so groß, wie dies bei dem alten Reichstage der Fall war. Ich möchte aber doch davor warnen, daß wir uns bei der Verfolgung der Sozialpolitik allzu sehr leiten lassen von Mäßen und Ausblicken auf die Sozialdemokratie. Eine Wirkung auf die Sozialdemokratie würden wir damit doch nicht erzielen. Gehen wir den achtundzwanzig Arbeiter zu, so würden sie den sechsundzwanzig fordern. Die Vorwürfe, die die Herren v. Sack, v. Sack und v. Sack gegen die verbündeten Regierungen richteten, halte ich nicht für berechtigt. Abgesehen von den letzten Jahre keineswegs ganz unfruchtbar gewesen. Wenn Herr v. Sack die Kollektiv-Verpflichtung der Unternehmer die Kollektiv-Personalität der Arbeiter entgegenstellen will, so ist das eine extreme Forderung, und der Beifall, den er mit ihr auf der linken gefunden hat, zeigt ihm doch, daß er mit dieser Forderung nur der Sozialdemokratie dient. Redner geht dann noch auf die verschiedenen vorliegenden Resolutionen näher ein, um sodann noch lebhaft gegen die Sozialdemokratie zu polemisieren. Er wirft dabei u. a. dem Abg. Stadthagen Verleumdungen vor, spricht von den Arbeitergrößen, von denen sozialdemokratische Führer leben, von dem Terrorismus, den wirtschaftlichen Boykott, mit denen die Sozialdemokratie gegen ihre Gegner arbeite. Hiergegen müsse der Staat einschreiten! Diese Frage sei eine der wichtigsten, die der Lösung harre. Der Staatssekretär müsse nicht ein Minister sein für Sozialreform, sondern auch Minister gegen die Auswüchse der Sozialdemokratie! (Bravos rechts.)

Staatssekretär Graf v. Sadowitz: Jeder ankündigende Mensch sollte wünschen, daß jeder, der arbeiten will, auch daran mitgehe. Ein freier Arbeiter steht vor der Wahl, ob er sich aberschone. Wenn es aber darauf ankommt, so vermag das Strafrecht, weil am letzten Ende die Fingern der Welt verbleiben und verbleiben! Deshalb würden auch neue strafrechtliche Bestimmungen nichts helfen! Jedenfalls aber kann Hilfe nur erfolgen auf dem Wege des allgemeinen Strafrechts, das sich gegen alle richtet! nicht durch ein Ausnahmestrafrecht! Aber ich wiederhole, wenn das Strafrecht jetzt verlagert, so liegt es nicht daran, daß das Strafrecht nicht genügt, sondern daran, daß es an die Handlung und an den Täter fehlt. (Beifall links.)

Abg. v. v. Sack (Soz.) gibt dem Abg. v. Sack zu bedenken, wie auch wohlwollend werden von der anderen Seite. Er erwidert das Herr v. Sack namentlich auch an den vom Bundes der Landwirte geübten Terrorismus. Weiter erörtert Redner namentlich die Verhältnisse der Privatbeamten. Die Konturenklausel hindere die Angestellten in unzulässiger Weise am Fortkommen. Wer zumal so wie Herr v. Sack auf den Schutz der Arbeitswilligen bedacht sei, der müsse unbedingt auf Beilegung der schweren Nachteile der Konturenklausel hinarbeiten. Graf v. Sadowitz hat uns ein modernes Vereins- und Versammlungsrecht verschrieben, aber doch hinzugefügt: Ordnung und Sicherheit müsse gewahrt bleiben. Ja, da wird es doch sehr auf den Wortlaut der uns verschriebenen Vorschriften ankommen. Hauptfrage ist, daß das Versammlungsrecht wirklich freigelegt wird. So daß auch die Unternehmer nicht mehr die von ihnen Abhängigen zwingen können, aus ihrer Organisation auszuscheiden. Hat doch auch der Niederbayer in Hamburg sogar seine Offiziere durch Drohungen genötigt, aus dem Berufsverein auszuscheiden, in dem sie ihre Interessen am besten wahrnehmen zu können glaubten! Was die gewerkschaftliche Ruhezeit-Verordnung von 1902 anlangt, so scheint mir doch eine Forderung einzelner Bestimmungen geboten, zumal die Vorsehung nicht eigentlich eine Verkürzung der Ruhezeit, sondern nur eine andere Verteilung derselben wünsche.

Abg. Jung (nlt.) verbreitet sich über die Frage des unläuteren Wettbewerbs und seiner Bekämpfung und nimmt der Resolution Raab-Hiesberg zu, in der die Regierung um eine Denkschrift ersucht wird, welche über die mit dem Gelebe gegen den unlauteren Wettbewerb gemachten Erfahrungen Auskunft geben solle. Die glauben auch nicht, daß es für ein Vereinsgesetz noch längerer Vorbereitungen bedarf. Unser sachliches Vereins- und Versammlungsrecht kann und freilich nicht als Muster dienen. Aber in Süddeutschland haben wir ja geeignete Vorbilder. Den Schutz von Ordnung und Sicherheit kann man ruhig dem allgemeinen Strafrecht überlassen! Der größere Teil meiner Freunde würde auch durchaus bereit sein, in dem Vereins- und Versammlungsrecht die Beschränkung der Minderjährigkeit fallen zu lassen. An dem § 153 der Gewerbeordnung ist es eine Imparität, daß nun der Arbeiter bestraft wird, wenn er unter Androhung von Nachteilen jemanden in seinem Koalitionsrechte beschränkt, nicht aber der Unternehmer, wenn er durch Bedrohung Arbeiter zum Austritt aus einer Organisation nötigt. Nicht nur Sozialdemokraten, sondern auch Christen- und Arbeiter und auch hervorragende Sozialpolitiker empfanden diese Imparität. Und es freut mich, daß auch Graf v. Sadowitz diese Imparität als solche anerkannt hat. Das ganze Arbeiterrecht gliedert in der Koalition. Sodann befürwortet Redner noch die Resolution seiner Partei wegen eines Reichsarbeitsamts, um schließlich noch die Frage der Schiffsabgaben zu berühren.

(Schluß folgt.)

Preussischer Landtag.

Abgeordnetenhaus.

Berlin, 15. April.

Am Ministertische: Kultusminister Dr. v. Studt. Die zweite Lesung des Etats wird beim Kultusetat, Kapitel „Höhere Lehranstalten“, fortgesetzt.

Kultusminister Dr. v. Studt verliest zunächst eine Vorlesung über den gegenwärtigen Stand der Reform des höheren Schulwesens.

In den höheren Mädchenschulen soll ein größeres Gewicht auf den Unterricht des Vertandes gelegt werden. Sprachen sollen mehr gepflegt und außer Rechnen soll jetzt auch Mathematik gelehrt werden. Nach Abschluß der höheren Mädchenschule soll sich die Fortbildungsschule einerseits für eine allgemeine Weiterbildung und andererseits für die Vorbereitung für die Frauenberufe und zum Studium anschließen. Eine andere Fortbildungsschule (Gymnasium) solle die Mädchen für ihren späteren Beruf als Hausfrauen vorbereiten. Daneben sollen sogenannte Studienanstalten und Gymnasialunterricht geschaffen werden.

v. Sendebrandt (Soz.) erklärt, daß bei der Frauenbewegung vielfach die Gefahr bestanden habe, daß über dem Streben nach höherer geistiger Bildung die wahren Aufgaben der Frau vergessen wurden; davor müsse man sich hüten.

Dittsch (Zentr.) erklärt, daß gerade der naturwissenschaftliche Unterricht für die Frauen von großem Werte sei. In erster Linie müßten allerdings die jungen Mädchen für den Beruf als Frauen und Mütter erzogen werden.

Ministerialdirektor Schwarzkopf: Der Zweck der Gymnasien könne nicht der sein, die jungen Mädchen für das Universitätsstudium vorzubereiten, sondern für den späteren Beruf als Frauen und Mütter. Die Vorbereitung zum Universitätsstudium müsse in besonderen Anstalten geschehen. Doch liege es im Interesse der Beteiligten, daß diese Gabelung möglichst spät vorgenommen werde.

Ramdohr (natl.) wünscht, daß auch in den Gymnasien der naturwissenschaftliche Unterricht eine höhere Wertung erfahre. Die Reformgymnasien hätten sich durchaus bewährt. Die Regierung möge auf dem hier besprochenen Wege fortfahren.

Geheimrat Koepeke führt aus, man dürfe nicht von veralteten Gymnasien und modernen Reformanstalten sprechen, auch die Gymnasien seien fortgeschritten. Allerdings sei die Zahl der Schüler der höheren lateinlosen Schulen sehr gestiegen.

Krendt-Mansfeld (freikons.) begründet sodann einen konservativen Antrag, die Regierung zu ersuchen, die Einrichtung bezüglich der Umwandlung der höheren Schulen mit gemeinsamem Unterbau (Reformschulen) auch bei den Staatsschulen möglichst zu fördern.

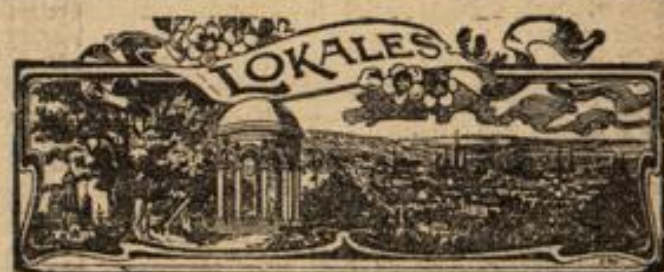
v. Kessel (kons.) erklärt, die Ergebnisse des Unterrichts in den Reformgymnasien ließen noch kein abschließendes Urteil zu. Für den Antrag Krendt könne er jedoch nicht stimmen, weil dadurch wieder die Stellung der Gymnasien geschwächt werden würde. Vor allem müsse mehr Wert auf den deutschen Unterricht gelegt werden. Das Gymnasium solle Charakter bilden, die jeder Lebenslage gewachsen seien.

Kultusminister Dr. v. Studt: Man sei jetzt bemüht, den Schülern im mündlichen Gebrauch der fremden Sprachen eine gewisse Fertigkeit zu geben. Die humanistischen Gymnasien gewährten unserer Jugend eine logische Schulung, um die uns das Ausland beneide.

Eckels (natl.) fordert Festsetzung eines einheitlichen Termins für das Osterfest, auch im Interesse der Schule.

Geheimrat Tilmann erklärt, gegen diesen Vorstoß lasse sich nichts machen, solange nicht die kirchlichen Faktoren zu einer Einigung auf diesem Gebiete kämen.

Um 4.30 Uhr wird die Weiterberatung auf Dienstag 11 Uhr vertagt.



* Wiesbaden, 16. April 1907.

* Unbestellbare Postsendungen. Bei der Ober-Postdirektion in Frankfurt (Main) lagern nachverzeichnete in Wiesbaden eingelieferte, unbestellbare Postsendungen, deren Absender nicht ermittelt werden können: 1. Einschreibbrief vom 15. 8. 06 an Frau Kasmilowa in Tarskowa; 2. besgl. vom 25. 8. 06 an Nicolas Prokoff in Mailand; 3. besgl. vom 11. 10. 06 an Hermann Dorn in Frankfurt (Main); 4. besgl. vom 17. 11. 06 an Dr. Max Rosenbergs in Tereza, Spanien; 5. besgl. vom 2. 10. 06 an Madame de Schibach in Paris; 6. besgl. vom 17. 9. 06 an Mij Marie Grant in Buenos-Ayres; 7. Brief mit 5 A. vom 3. 12. 06 an Harriet in Bonn; 8. Einschreibbrief vom 8. 12. 06 an Christian Gruber in Döbeln; 9. besgl. vom 20. 9. 06 an C. Chaudalec in Tiflis; 10. besgl. vom 15. 12. 06 an Offerten „Harmonie“ in Berlin; 11. besgl. vom 15. 12. 06 an Offerten „Ideal“ in Berlin; 12. Postanweisung vom 9. 7. 06 nach Goldberg über 4 A. 60 S.; 13. besgl. vom 4. 7. 06 nach Trier über 20 A.; 14. besgl. vom 23. 1. 07 an Frau Wiese nach Königsberg (Mielengebirge) über 10 A. Die unbekannten Eigentümer können ihre Ansprüche, u. a. durch Vermittelung der Postanstalt ihres Wohnortes, bei der Ober-Postdirektion in Frankfurt (Main) bis zum 1. Juni 1907 geltend machen. Nach Ablauf dieser Frist werden die nicht abgehobenen Geldbeträge der Postunterstützungsstelle überwiesen, und die sonstigen zum Verkauf geeigneten Gegenstände des Inhalts der Sendungen zum Besten dieser Kasse versteigert.

* Zum Fernsprechverkehr mit Wiesbaden ist neuerdings zugelassen: Wählhäusen (Thüringen). Die Gebühr für das gewöhnliche Dreiminutengepräch beträgt 1 Mark.

Berliner Börse, 15. April 1907.

Berlin. Bankdiskont 6%, Lombardzinsfuß 7%, Privatdiskont 4%.

Denkungsanlass: 1 Frank, 1 Lot, 1 Pfund, 1 Mark, 1 Krone, 1 Gulden, 1 Guldener, 1 Heller, 1 Pfennig, 1 Schilling, 1 Kreuzer, 1 Batzen, 1 Denar, 1 Mite, 1 Pfennig, 1 Schilling, 1 Kreuzer,		
--	--	--



Nr. 89.

Mittwoch, den 17. April 1907.

22. Jahrgang.

Martinas Hochzeit.

Roman von Konstantin Harro.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Das ist es ja eben!“ antwortete er langsam, als wäge er seine Worte. „Fräulein Julie opfert sich auf. Ich hätte Ihnen das schon eher sagen sollen — von Ihnen ist vielleicht am ehesten Abhilfe zu erwarten. — Nein, erschrecken Sie nicht, Fräulein Martina, noch ist keine Gefahr! Hausarbeit, Bewegung in freier Luft kräftigen oft wunderbar. Aber — das Leben bleibt nicht immer still, unbewegt — und — die Sturmivelt der Gefühle ist für Fräulein Julie zu befürchten. Ihre zarte Organisation dürfte Klammernissen kaum gewachsen sein. Wo aber bleiben die aus? Möglich ist es also, daß schon dieser Herbst gefährlich für Fräulein Julie wird — wollen Sie dann, ehe die Gefahr sich vergrößert, Ihre Eltern zu bestimmen suchen, Ihr Fräulein Schwester nach dem Süden zu schicken? Sie hat eine fast krankhafte Furcht vor dem deutschen Winter. Aber sie will auch nichts wissen von einer Trennung — von den Ihrigen. Da können Sie vielleicht durch Ueberredung günstig einwirken.“

Martina hatte bei seinen Ausführungen ein heftiges Herz-Klopfen befallen, aber die plötzlich hereinbrechende Sorge um die Schwester war so groß, daß ihr Treuens genaue Information in dieser Sache nicht weiter bestreblich erschien. Erstaunt rief sie daher:

„Sie wissen, was mir bisher verborgen geblieben ist? Und wenn Ihnen bereits so viel klar wurde, so —“ sie brach ab und setzte für sich hinzu: „Eine Reise nach Italien bei unseren finanziellen Schwierigkeiten? Ach, arme Schwester, da wirst du schon nicht den Süden sehen! Es sei denn —“ Sie lachte kurz auf, um sofort weiter zu grübeln: „Verlobung, Hochzeit, Süblandsfahrt in Begleitung Julies, die wir an der Riviera zurücklassen — ha, ha! Ich kann mich fortwährend als Netterin aufspielen, wenn es mir Spaß macht!“

Ostfried Treuen hatte erst ihr Erstaunen, dann ihr gezwungenes Auflachen mit Befangenheit bemerkt. War schon zu viel gesagt worden? Erriet man ihn? Und Martina? — Sollte auch sie —? War es ihm nicht bisweilen aufgefallen, daß leise Rote in ihr Antlitz stieg, daß der Klang ihrer Stimme wärmer wurde, wenn sie ihn, Treuen, in die Unterhaltung zog? Ja, jezt, diese Unterredung mit ihm? Durfte es ihn nicht befremden, daß sie gerade seinen Rat in Herzensangelegenheiten begehrte? Sogar der zornige Appell an seinen Manneswillen, war er vielleicht der Ausfluß einer, wenn auch erst im Entstehen begriffenen, Reigung gewesen? Rogen neue Wirren an dem stürmischen Lebenshimmel auf? Was konnte er tun, sie zu bannen?

Scheu und hilflos sah er in Martinas von Troh und Sorge umdüsterte Züge. Sie gewährte seine Blicke nicht. Ihre Gedanken waren jezt weit fort, die großen Augen hasteten starr an den Rosen: Lebensmai, Blütenzeit, Glücksüberschwang, alles dahin.

Sie wußte es kaum, daß Treuen noch neben ihr weilte. Als jezt vom Hause her die Stimme der Baronin laut ihren

Namen rief, flog sie wie ein aufgeschrecktes Wild tiefer in die dunklen Laubgänge hinein, fühlend, daß die Ueberreizung ihrer Nerven sich in einem Tränenstrom Luft machen würde. Ostfried Treuen nahm sein Buch unter den Arm und schritt beunruhigt dem Hause zu. Die Sonne brannte heiß auf seinem unbedeckten Haupte, dicke, weiße Wolkenballen blendeten vom tiefblauen Himmel herab. Die durstige Flur lechzte nach erquickendem Naß.

In der Nacht war mit wolkenbruchartigem Regen ein Gewitter niedergegangen. Es rieselte noch nacht gegen die Scheiben, als sich Martina nach wenigen Stunden der Ruhe spät am Morgen erhob.

Welch qualvolles Wachen! Sie war nicht, wie es sonst geschah, beim Donnertosen in Julies Zimmer geflüchtet, sie hatte mit kampfhaft geschlossenen Augen im Bett gelegen und hatte angstvoll dem Sturmeswüten gefolgt. Müde vom Weinen, wäre ihr der Schlaf der willkommenste Tröster gewesen — nun aber hatte der Aufruhr der Natur in ihrem Innern machtvoll wieder alles wachgerufen, was sie mühselig zur Ruhe gezwungen. Vor die fieberheißen Augen war stets wieder das Bild der beiden Bettern Stergenthal getreten. Seitdem vereint sah sie vor sich zwei Menschen, die in Wirklichkeit ein Zusammensein tünlichst vermieden. Und die Schwester, die doch auch schlaflos daneben lag, warum hatte sie nicht, wie sonst wohl, mit zärtlichem Wort, mit frommen Mahnungen der Jüngeren Gewitterfurcht beschwichtigt? Was war seit gestern zwischen ihr und Julie? Sie waren sich geistlich ausgewichen. Warum nur? Martinas ohnehin wundres Gemüt schente davor zurück, nach einem Leidens- oder Krankheitszug in dem Antlitz Julies forschen zu müssen, und das erschien natürlich. Was aber hielt Julie fern? Fürchte Julie, weil die Schwester sich vor Troh ankämpfte gegen der Eltern Wünsche? Ach, Julie, die Geseite, Julie, von ihr scherzhaft so oft „Himmelsbrand“ genannt, sie konnte gut von Gehorsam reden. Wunschlos, in beglückender Tätigkeit flossen ihre Tage dahin, und kamen Zweifel oder Klammernisse: für alle hatte das Buch der Bücher bisher den kräftigsten Trost abgegeben — Heute Julie also Groll, so war es ein ungerechter. Martina war auch jezt, als sie ihr Zimmer endlich verließ, um im Eßsaal das Frühstück einzunehmen, fest gewillt, der Schwester ein kaltes Gesicht zu zeigen. Sie, die Netterin der Familie, konnte es sich in Zukunft schon erlauben, stumm und steif in einem Hause umherzuwandeln, dem sie auf Kosten ihres Herzens wieder Glanz und Farben verleihen sollte. Ein lauter, freischender Schrei — die Stimme ihrer Mutter — ließ Martinas Fuß auf der Treppe stocken. Dann aber eilte sie beängstigt vorwärts, bis sie atemlos in dem Schlafgemache der Baronin stand.

Frau von Pfung lag ohnmächtig auf dem Ruhebett; Julie und die Jüngster bemühten sich um sie.

„Was ist mit Mama geschehen?“ rief Martina händerringend.

„Gnädiges Fräulein, ach, gnädiges Fräulein, wie konnte ich das denken?“ lamentierte die Jungfer, während Julie mit zitternden Fingern die Schläfen der Kranken besuchte.

„So rede doch, Julie!“ bat Martina aufgeregt.

„Es kam so plötzlich,“ murmelte diese. „Ich sah noch am Frühstückstisch, Mama war bei der Toilette —“

Sie sah mit kläglichem Gesichtsausdruck an Martina vor.

„Ich befehle, daß Sie mir Auskunft geben,“ herrschte Martina die Jungfer an.

„Himmel, gnädige Baroness, ich erzähle ihr die schreckliche Neuheit. Ich wußte ja nicht, daß es sie so ergreifen würde, da doch Herr von Sterzenthal —“

„Was ist's mit Herrn von Sterzenthal?“

„Martina, bleich wie der Tod, zitternd am ganzen Körper, brachte die Frage mühsam über die bebenden Lippen.“

„Sie haben den Majoratsherrn heute früh aus dem See gezogen — tot —“ flüsterte die Jungfer.

Den Majoratsherrn! Nicht Hans Eugen? Qualbefreit hob sich Martinas Brust. Der gewaltsame Tod eines Mannes, dem sie hatte Gattin werden sollen, der Schmerz der Mutter, um eine Hoffnung, die sich erblickte: beides kam Martina augenblicklich nicht zum Bewußtsein. Nur die bange Pein, die sie bei Nennung des Namens Sterzenthal empfunden, haßte noch in ihrer Erinnerung und ließ ihre Seele aufjubeln: Nicht „er“, nicht „er“.

So stand sie in halber Betäubung, bis die Mutter sich auf ihrem Lager regte.

Julie, umsichtig wie stets, schickte die Junger mit einem Befehl hinaus, gerade als die Baronin die Augen aufschlug.

„Auch du weißt das Schreckliche schon, meine arme Martina?“

Schluchzend breitete sie ihre Arme nach der Tochter aus.

Martina flog ihr um den Hals.

„Beruhige dich, Mama,“ bat sie weich. „Sieh, es sollte nicht sein! Alles wird noch gut, auch ohne das Opfer. — Verlasse dich darauf.“

„Kind, bist du herzlos oder nur verwirrt?“ fragte die Baronin, die sich noch matt fühlte, aber sofort wieder klar dachte. „Alles wird noch gut! Und „er“ verunglückt, „er“, der dir Namen und Reichthum zu Füßen legen wollte! O, es ist furchtbar, entsetzlich — ich kann's nicht ausdenken, das Schreckliche!“

Aufstöhnend barg die Baronin den Kopf in den Kissen des Divans.

Martina lag vor dem Ruhebett auf den Knien. Ein graufiges Wort der Mutter war vorerst in ihrer Seele haften geblieben: von Mörderhand gefallen! Konnte das möglich sein? Hatte Baron von Sterzenthal Feinde?“

„Warum sagst du so Schreckliches, Mutter?“ fragte Julies sanfte Stimme beruhigend. „Der Baron ist in das nächste Unwetter geraten. . . Du weißt, er liebte es, lange Nachtstunden im Freien zu verbringen.“

„Auch andere wußten es,“ rief Frau von Rung in maßloser Erregung. „Gold freilich kann man brauchen, wenn man Unsummen am grünen Tisch verschleudert. . .“

Sie kam nicht weiter in ihren Anklagen. Dem Munde beider Töchter entquoll der heisere Schrei: „Mutter!“ Beschwörend von Julies Lippen, zorn- und schmerzgefüllt aus Martinas qualzerstörter Brust.

„Du wirfst diesen Verdacht nie mehr äußern, versprich es mir, liebe Mutter!“ bat Julie, liebevoll die Wangen der Baronin berührend. „Sieh, du bist aufgeregt! Noch wissen wir nichts, gar nichts! Eine Alarmnachricht, die widerrufen werden kann, hat dich zu Tode erschreckt. Kennst du nicht die Uebertreibung der Leute? Ein Unfall wird zur Sensation aufgebauscht. Noch kann Konrad Sterzenthal leben. . . Da Papa vom Felde noch nicht zurück ist, obgleich ich sofort Boten abschickte, wird er schon Näheres erfahren haben und nach der Unglücksstätte geritten sein. Wir haben uns vorläufig in Geduld zu fassen, und, Mutter, vergiß es nicht: „Neben uns allen ist die Hand des Höchsten! Büchigt er, so müssen wir stille halten im Bewußtsein unserer Schuld.“

„Ach, du meinst es gut, Julie,“ jammerte die Baronin in die Kissen hinein. Tot ist tot und hin ist hin! Was soll nun aus uns werden? Ach, gerade weil schon schriftlich zwischen mir und dem Majoratsherrn der Verlobungs-, ja der Hochzeitstag festgesetzt worden — gerade deshalb hatte der andere ein Interesse. . .“

Ein wehes Aufstöhnen Martinas ließ sie innehalten. Sie gewahrte die Zeichenblässe des Mädchens.

„Nein, nein, armes Ding,“ fuhr sie fort. „Ich will schweigen, damit dein Name nicht noch mehr in den Mund der Leute kommt. Du bist ja doch die Aermste von allen geworden, und die Schadenfreude wird schnell hinter dir sein.“

„Höre doch auf, Mama!“ flüsterte Julie, beunruhigt in das seltsame, starre Gesicht Mamas blickend. „Lege dich besser hin, suche zu schlafen. . .“

Jornig lachend sprang die Baronin behende vom Divan empor.

„Schlafen?“ höhnte sie. „O, ich bin nicht wie euer Vater, der alles zu Grunde gehen läßt, wenn er nur Ruhe hat. Nicht schlafen will ich, sondern handeln. Bestelle das Anspannen, Julie, ich will nach Sterzenthal, will mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Ohren hören! Bitte Herrn Treuen, daß er mich begleitet. . .“

„Edwin kann nicht wieder —“ wagte Julie schüchtern zu entgegnen.

„Ach was! Heute denkt hier doch kein Mensch ans Lernen! Tue, was ich befehle — Du, Martina, hilf mir beim Umkleiden.“

Aber Martina rührte sich nicht. Sie lag noch auf den Knien. Der dunkle Kopf, in den Händen vergraben, ruhte auf dem Polster der Lehne.

„Lasse sie!“ bat Julie leise im Hinausgehen. „Ich schicke dir Dinette.“

— — — Es mochte eine Stunde vergangen sein, als Martina, an allen Gliedern wie zerschlagen, aus ihrer unbequemen Stellung sich erhob. Ein dumpfes Gefühl der Betäubung lastete auf ihrem Hirn. Hatte sie geschlafen? War ihr das Bewußtsein geschwunden? Erst als sie gewahrte, daß sie sich im Schlafgemach der Baronin befand, standen mit erschrecklicher Deutlichkeit die Vorgänge des Morgens vor ihrer Seele. Man hatte sie allein gelassen. Wieder zur Denkfähigkeit gelangt, kam ihr auch sogleich der vage Verdacht der Baronin in den Sinn.

„Hans Eugen ein gemeiner Mörder!“

Sie lachte mit weher Brust. So absurd urteilte eine gebildete Frau über einen Mann ihres Standes. Wie mochte erst die gehässige Menge schreien, die neidvoll nach Reichtum lechzt? Die Gewißheit in der Seele, mit rechten Dingen nie zu Gold und Ansehen zu gelangen! Wie würde Hans Eugen diesen plötzlichen Todesfall des Seniors der Familie aufnehmen? — Gestern noch von den Regimentstameraden mit Abscheu abgetan, umdrängt von den Blutsaugern, die von ihm die „glänzende Partie“ fordern; heute ein freier Mann, ein beneidenswerter Erbe! Beneidenswert? Nur wenn Konrad Sterzenthal's Mörder gefunden wird, sonst niemals zu beneiden! Denn der makellose Name ist der feste Schild, an dem alle Lasterung wirkungsvoll abprallt. Welche Stellung in der Welt nahm hinfort ein Mann ein, auf dem der Verdacht des Mordes lastet!

(Fortsetzung folgt.)

Aus aller Welt.

Ein Hausbesitzer ohnegleichen. Der Schnupftabakfabrikant A. hat in der „Tilsiter Allg. Zeitung“ folgendes Inserat erlassen: „Eine Wohnung zu vermieten, aber nur für kinderreich gesegnete Eheleute, nicht unter ½ Duzend, wer ein Duzend hat, wird bevorzugt. Al. Ragnierstraße Nr. 34.“ Bemerkt muß werden, daß A. selbst große Familie hat und aus eigener Erfahrung weiß, wie einem mit Kindern reichgesegneten Familienvater zumute ist. Hoffentlich wird er seine Wohnung schnell los werden.

Wie alt sind Sie? Im Sprechsaal der „Leipz. N. Nachr.“ lesen wir: Meine Tochter führte dieser Tage unseren Berghund spazieren. Derselbe riß sich los und lief, mit Maulkorb versehen, frei umher. Ein Schuhmann hielt meine Tochter an und schrieb sie auf. Er forderte ihren Namen und ihr Alter. Auf die Ausrufung meiner Tochter, ob sie diese Frage beantworten müßte, bemerkte der Schuhmann: „Ja, sonst muß ich darüber anderweitige Erkundigungen einziehen.“ Meine Tochter, die, nebenbei bemerkt, meine Wohnung angegeben hatte, sagte, daß sie keine Veranlassung habe, ihr Alter zu verschweigen und nannte dasselbe. Daß der Schuhmann berechtigt war, das Freiumherlaufen des Hundes zu notieren und des Namens der Führerin sich zu vergewissern, will ich nicht bestreiten, wohl aber darf ich fragen, wer ihn berechtigt, die junge Dame unter der obenerwähnten Begründung nach ihrem Alter zu fragen? Daß mir zukommende Strafmandat werde ich natürlich bezahlen, werde mir aber erlauben, der Polizeibehörde dieselbe Frage zur gefälligen Beantwortung vorzulegen.

Denkspruch.

Was man scheint, hat jedermann zum Richter,
Was man ist, hat keinen.

Schiller.

(Nachdruck verboten.)

Sonnenblumen.

Novellete von Fritj. Ganser.

(Schluß.)

Und sie sank doch nur ganz in sich zusammen und bereute, daß sie in ihrer Seele alte Wunden nutzlos aufgerissen hatte, Wunden, die nun fraßen und brannten, als wollten sie töten.

Da hob Wolfgang Reimarus die Geige von neuem, — um sie in demselben Momente mit einer erschrockenen Gebärde wieder sinken zu lassen. . . . Denn seine Augen hatten sie gefunden. . . .

Regina atmete schwer und wartete auf einen Strahl, der von dem reden sollte, auf das sie hoffte. Sie hatte keinen Namen dafür, sie wußte nicht, ob sie es Vergebung oder Liebe oder Sehnsucht oder Freude nennen sollte. Sie fühlte nur, daß es etwas sein müsse, was sie froh machte und glücklich: Sonne.

Sie studierte jeden Zug in seinem Gesicht vom maßlosen Erstaunen, Erschrecken fast, an, über etwas, dem sie keinen Namen zu geben vermochte, hinweg, bis zu einem Ausleuchten hin, in dem das alles lag, was sie erwartet und ersehnt hatte: Sonne! — — Sonne!

Sie sah nur noch, wie er mit einem nur für sie erkennbaren leisen Neigen seines Kopfes einen Gruß zu ihr hinübersandte, und schloß dann die Augen, als müsse sie, durch äußere Einflüsse nicht abgelenkt, im Innern ausleben, was ihr die letzten Sekunden geschenkt.

Im Publikum hatte man kaum gemerkt, was den Künstler zum Absetzen seiner Geige veranlaßt hatte. Alles lag schon wieder im Bann seines Spiels, das jetzt gleichender schien als Gold, blendend, berauschend war.

Regina nahm jeden Ton als ihr Eigentum: Sie war davon überzeugt, daß Wolfgang Reimarus noch zu ihr gehörte mit Leib und Seele.

Und wenn noch irgend welche Zweifel gekommen wären, sie mußten schwinden, als das begeistert applaudierende Publikum am Schluß des ersten Teiles eine Zugabe erzwang, und er das Lied spielte, dem sie einst vor drei Jahren gelauscht, als der Tag den Abend löste, und dessen Text sie kannte. Sie lebte jedes Wort mit und ihre Seele sagte es heimlich:

„Immer sehn' ich mich träumend
Nach dem sonnigen Land — —
Und die Wogen, so schäumend,
Rollten hinauf zum Strand.
Komm, du Glück meiner Tage,
Führ' mich in sonniges Land!
Deine Liebe mich trage
Fort von dem grauen Strand.
Immer sehn' ich mich träumend
Nach dem sonnigen Glück — —
Und die Woge, so schäumend,
Bringt mein Sehnen zurück.“

Vor Reginas trunkenen Blicken lag sonniges Land. Sie war davon überzeugt, daß Wolfgang Reimarus das Lied absichtlich gewählt hatte, um ihr zu sagen, daß seine Sehnsucht nicht gestorben und alles, was sie einst an ihm gekündigt, vergessen sei. Dieses Lied war sein Ruf, dem sie folgen wollte und mußte. Heute noch. Und der Schatten dreier Jahre sank in ein Nichts zusammen. Und vor ihr Sonne, Sonne! — —

Niemand achtete auf Regina Thomsen, als man sich nach Beendigung des Konzerts den Ausgängen zuwandte. Sie stand im Schatten eines Pfeilers und winkte einen Logenschließer zu sich heran.

„Ich möchte Herrn Reimarus sprechen,“ bat sie heiser.

„Ich weiß nicht, ob er jetzt gleich nach dem Konzert jemand annimmt,“ meinte der Mann. „Ich glaube kaum.“

„Führen Sie mich zu ihm!“ Sie forderte es so herrisch, daß keine Widerrede erfolgte. . . .

Nun stand sie ihm in dem kleinen Garderobenzimmer gegenüber. Er schloß gerade seine Geige in den Kasten, als sie eintrat, und wandte sich nach ihr um.

„Ich wußte es,“ murmelte er.

Regina bemerkte das kurze triumphierende Aufleuchten in seinen Augen nicht, denn sie stand mit schon zu Boden gerichteten Blicken hart an der Tür und wartete auf ein Wort aus seinem Munde.

Weshalb sprach er nicht? Warum kam er nicht, um sie an sich zu ziehen? Sollte sie zu ihm gehen? Erwartete er erst eine reuige, zerknirschte Abbitte, ehe er sich aufs neue zu ihr bekannte?

Wußte er überhaupt, daß sie die Gattin

Ein heißes, maßloses Erschrecken quoll ihr zum Herzen hoch, als dieser Gedanke sie durchzuckte. Sie hatte bis zu dieser Minute des fesselnden Reizes an ihrer Rechten nicht gedacht. Würde er sich nicht mit einem kühlen Achselzucken und einem verächtlichen Lächeln von ihr abwenden, wenn er erfuhr, daß sie das Weib eines anderen war?

Zur Scheu kam die Scham. Und dann wand sie beides hinab mit einem entschlossenen Ruck.

„Wolfgang!“ sagte sie nur. Aber sie legte alles hinein in dieses einzige Wort. Alle Reue, alle Abbitte, alle Sehnsucht, allen Hunger nach Sonne. Alles, alles! Und dann ging sie zu ihm und streckte ihm ihre Hand entgegen.

Er schien sie zu übersehen und schob ihr einen Stuhl hin.

„Wollen Sie sich nicht setzen, Regina?“ fragte er.

Er nannte sie nicht „Du!“ Und das hatte sie so bestimmt erwartet. Noch viel mehr. Ein jauchzendes, stürmisches Ansehreiben und Küssen. Und nun beinahe mehr als förmlich.

Alle ihre Hoffnung wollte sterben. Aber sie zwang sie noch einmal zum Leben und stellte sie auf starke Füße.

Es durfte nicht anders enden, als sie es während seines Spiels geträumt hatte! Sie mußte die Sonne haben! — —

Reimarus hatte sich gegen einen Tisch gelehnt und die Arme über die Brust gekreuzt. Es sah aus, als erwarte er wirklich ein Bekenntnis ihrer Schuld.

Und sie wollte es ablegen. Sie hätte in diesen Minuten alles getan, was er verlangt.

„Verzeihe, Wolfgang,“ begann sie stotternd, nach Worten ringend, „daß ich zu dir kam und daß ich dich „Du“ nenne, als wäre nichts zwischen uns gewesen, was uns drei lange Jahre trennte. Ich kann dir trotz aller meiner Schuld keine Fremde sein. Was ich einst an dir sündigte, habe ich maßlos bitter büßen müssen. . . .“

Sie presste den Trauring unter dem Handschuh mit einem wahnsinnig wilden Druck, als wolle sie ihn zerbrechen und von sich werfen. Und dann sank ihr Kopf mit einem Seufzer auf die Brust und die Arme fielen ihr schlaff am Leibe herab.

Er runzelte die Stirn. Wollte sie ihm Reue vorspielen? Ach, er glaubte nichts mehr, was über ihre Lippen ging.

Er knirschte mit den Zähnen und richtete sich strenger auf. . . . Nun kam seine Stunde. . . .

„Wozu das alles. . . . Frau Regina Thomsen?“ fragte er düster.

Sie schrie auf und sah ihn mit stieren, weitgeöffneten Augen an. Kam dieser Ton aus seinem Munde? Sprach dort Wolfgang Reimarus, der sie vorhin angelächelt, der das wunderfame Lied gespielt? . . . Und er wußte um ihre Ehe!?

Sie schlug die Hände vor das Gesicht und stöhnte auf. . . .

Reimarus begann, in dem schmalen Raum mit großen Schritten auf und ab zu gehen. Immer, wenn er an ihr vorüber kam, streifte sein Rock ihr Kleid. Endlich lösten sich die Worte schwer aus seinem Munde, und unter seinem Schreiten sagte er, sie nun auch „Du“ nennend:

„Du wärest besser nicht gekommen. Wenn du in meinem Blick und Spiel etwas gelesen hast, das dich dazu ermunterte, so hast du nicht falsch gelesen. Denn ich wollte dich locken. Und nun stehst du vor mir, damit ich dir sagen kann, daß ich — dich verachte. . . .“

Sie richtete sich auf und sah ihn fester als bisher an. „Also verachtest du auch die Reue in mir?“

„Reue?“ Er lachte spöttisch. „Sage doch lieber: Ueberdruß an dem, was du dir erwählt hast, oder Unzufriedenheit.“

„Bei Gott, nein, Wolfgang! Die Neue frißt mir seit der Stunde, da ich an dir sündigte.“

Wieder umspielte das spöttische Lächeln seine Lippen. „Warum tatest du es überhaupt? . . . Bedenke, Regina: Du küßt mich, du verlobst dich mir, du schaukst in meine Seele, wie noch kein Mensch vor dir hineinschaute . . . und als ich, von deinen Eltern als Bewerber abgewiesen, dich in einem Briefe bitte, geduldig zu warten, an meiner Treue nicht irre zu werden und zu mir zu stehen, allen Widerwärtigkeiten zum Trost, da antwortest du mir kühl, sachlich ohne Angabe der Gründe für dein Handeln, daß du mich aufgegeben und ich dich vergessen solle. Bedenke diesen gewaltigen Umschwung in deiner Gesinnung von einem Tage zum andern! Wo war da die Wahrheit? Hatte ich dich in der heiligen Stunde unseres Verlobnisses belogen? Ich konnte nicht anders denken und mußte an dir irre werden . . .“

„Und weshalb dies heute nun?“ fuhr er nach einer kurzen Pause, während der nur Reginas qualvolles Stöhnen durch den Raum gegangen war, fort. „Bist du nach drei langen Jahren zur Einsicht deines Unrechtes an mir gekommen und willst du mir eine Rührgeschene vorspielen?“

Regina schluchzte leise. „Sei nicht so grausam hart, Wolfgang!“ flehte sie. „Was ich damals tat, schaffte eine fremde Beeinflussung. Man bestürmte mich von allen Seiten, daß ich dich lassen sollte und müsse. Man nannte deine Zukunft eine ungewisse, man redete mir etwas vor von Künstlerelend und Sorge und Not. Glaube nicht, daß ich es ihnen leicht gemacht habe, damals. Ich habe geweint, gebettelt, getroßt, nach dir geschrien — und bin doch bald müde geworden und schwach und habe dich aufgegeben. Das war ein hartes, grausames Unrecht an dir. Oder nenne es, wie du willst. Aber sage nicht, daß die Neue erst heute käme. Ich habe damals alles wie in einem bösen Traum getan. Meine Verheiratung bald nach deinem Fortgehen war ein Handeln im wahnsinnigen Trost und Grimm und eine Lüge an mir selber. Mein ganzes Leben seitdem war eine Lüge — und immer eine einzige Sehnsucht nach dir und nach deiner Liebe und Vergebung. Ich habe auf das Glück gehungert, ich sah es heute abend vor mir und glaubte es nehmen zu dürfen nach allem Grau — und nun geht es doch achselzuckend und hart an mir vorüber.“

Sie sank in sich zusammen und barg ihren Kopf weinend in die auf die Stuhllehne gelegten Arme.

„Ja,“ sagte er ruhig, „es geht an dir vorüber, Regina. Ich wüßte nicht, was ich dir noch geben sollte. Du hast damals allen Glauben in mir tot getreten, und ich kann mich auch in dieser Stunde zu keinem neuen aufrufen. Der Schlag war zu hart. Ich bin lange, lange ein Ruheloser gewesen, ich habe mein Bestes weggeworfen in einem wüsten, sinnlosen Betäubungsversuch . . . Und nun bin ich nicht mehr der alte Wolfgang Reimarus, sondern einer, der für alles das, was sich „Liebe“ nennt, nur ein mitleidiges Lächeln hat, auch für die „Liebe“, die die fressende Neue neu erweckt . . . Und wenn es nicht so wäre? . . . Du könntest ja doch nimmer zu mir; denn dich fesselt ja deine Ehe mit ihren Pflichten . . . Oder wolltest du das alles von dir werfen?“

„Hör' auf,“ flehte sie und sah ihn mit großen irren Augen an. „Alle Tage der drei Jahre waren mit ihrer Qual ein erbärmliches Nichts gegenüber dieser Stunde . . . Ich weiß nicht, ob mein Vergehen so groß war, daß ihm diese harte Strafe wird . . . Ja, du bist grausam hart, Wolfgang. Du hast mich entsetzlich tief gedemütigt. Mein Stolz, mein ganzes weibliches Empfinden liegt zertreten am Boden . . . Ich kann nur noch eins tun. — Und das werde ich tun.“

Sie ging ohne Abschiedswort zur Tür. Auf der Schwelle blieb sie noch sekundenlang zögernd stehen, als erwarte sie, daß er sie zurückrufen möchte. Aber nichts geschah, das diese Hoffnung in Erfüllung gehen ließ.

Da schloß sie die Tür hinter sich.

Und Wolfgang Reimarus zuckte die Schultern, lächelte verbissen und murmelte: „Ich konnte nicht anders.“

Am nächsten Morgen hatte die kleine Universitätsstadt ihre Sensation: Frau Regina Thomsen hatte sich durch Gift das Leben genommen.

Und in einem verwilderten Garten der Vorstadt strich

der Septemberwind unter ungepflegten Bäumen über die blassen Gesichter krüpplicher Sonnenblumen dahin — die auch bald sterben mußten, weil sie die Sonne nicht fanden. —



Ueber die Wasserversorgung des alten Athen veröffentlichte Daurat F. Graeber einen sehr instructiven Aufsatz, der darauf hinausläuft, daß die mehr als zwei Jahrtausende alten Anlagen auch noch für unsere Zeit von Bedeutung sind und vorbildlich wirken können. Die Darlegungen gehen von den wichtigsten Feststellungen aus, welche die Untersuchung der Wasserleitung des Peisistratos durch Prof. Börsfeld ergeben hat, und schließen mit folgenden Sätzen: Es unterliegt keinem Zweifel, daß das ganze Gebiet nördlich, östlich und südlich um Athen herum von unterirdischen, durch den Fels getriebenen Kanälen durchzogen war. Erwägt man die Schwierigkeit und Kostspieligkeit der Ausführungen dieser Anlagen, auf Entfernungen bis zu 20 und 25 Kilom. weit Bergwerksstollen in vielfachen Verzweigungen durch felsiges Gebirge oft 12 bis 14 Meter tief unter der Erde auszuführen, so kann man der technischen Leistungsfähigkeit und dem klaren Erkennen großer Aufgaben seine Bewunderung nicht versagen. Diese Art der Wassergewinnung und unterirdischen Weiterführung hat vor der römischen, der Wasserführung auf Aquädukten, den großen Vorteil, daß die unterirdischen Kanäle von unvergänglicher Dauer sind, daß das Wasser tief in der Erde kühl bleibt, daß in Kriegszeiten das Abschneiden des Wassers fast zu den Unmöglichkeiten gehörte, und daß große Ausbesserungsarbeiten verhältnismäßig selten waren. Athen trinkt jetzt noch aus seiner alten Leitung, in Megara ist sie ebenfalls wieder gangbar gemacht, und auf der Insel Negina bemüht sich der jetzige Dimarch, die alte Leitung wieder instand zu setzen, was ohne große Kosten möglich ist. Damit würde die Stadt, welche seinerzeit nach der Befreiung Griechenlands vom türkischen Joche eine Zeitlang Sitz der Regierung war und jetzt wegen des Wassermangels verödet, wieder lebensfähig werden und ausblühen. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß dies Verfahren der Griechen auch in heutiger Zeit an manchen Stellen anwendbar ist. Vorbedingung ist allerdings eine gründliche Kenntnis der geologischen Beschaffenheit des Untergrundes, um zu erfahren, welche Wege die unterirdischen Wasseradern nehmen. Die Stadt Athen hat heutigen Tages Wassermangel. Es sind von Wasserbauingenieuren zum Teil weitestgehende Entwürfe zur Gewinnung von Wasser ausgearbeitet. Einer davon sieht vor, das Wasser aus dem Peloponnes über die Landenge von Korinth nach Athen zu führen auf eine Entfernung von etwa 150 Kilom., ein anderer Versuch ist in der Ebene von Eleusis gemacht, durch Brunnenbohrungen Wasser zu gewinnen. Letzterer Versuch mußte aufgegeben werden, da die Brunnen zu nahe dem Meere lagen und bald salzhaltig wurden. Dann ist man weiter ins Land nach der böotischen Grenze hingegangen. Vielleicht ist es das ratsamste, zuerst die gesamten Wasseranlagen des alten Athen wieder aufzudecken und auszumachen. Das erfordert verhältnismäßig geringe Kosten. Der etwas abenteuerliche Gedanke, das Wasser aus dem Peloponnes zu beziehen, bedarf doch noch sehr der Ausreifung, bis er verwirklicht werden kann.

Denkspruch.

Die Schaubühne ist der gemeinschaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden besseren Teil des Volkes das Licht der Weisheit herunterströmt und von da aus in milderen Strahlen durch den ganzen Staat sich verbreitet. Richtigerer Begriffe, geläuterte Grundsätze, reinere Gefühle fließen von hier durch alle Adern des Volkes; der Nebel der Barbarei, des finsternen Aberglaubens verschwindet, die Nacht weicht dem siegenden Licht.

Schiller.